Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 25

Artikel: Der Böse [Schluss]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641331

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 25 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 25. Juni 1921

Zwei Gedichte von Cajetan Binz.

Wetterwende.

Nun steigen wieder aus den tiefen Gründen
Des blauen Himmels weiße Wolkenträume,
Um Regentage leise anzukünden —
Rot färbt die Föhnluftsonne ihre Säume,

Daß sie wie Margeriten sprenklig bluten
Und Flammenschotter in die Seen stäuben.
Man muß den nah'n Unwettergott vermuten,
Und rasch noch will man sich am Glanz betäuben

Der weißen Berge und der sanften Hügel
Und bienenemsig sich mit Goldseim füllen —
Der ferne Sturm hebt seinen schwarzen Flügel
Und dumpfe Donner hört man westwärts brüllen.

Sturm.

Unwetterwolkenhengste schütteln schwarz die Mähnen,
Entrüttelnd ihren Nüstern weißen Flockengischt;
Im Westen heulen heisre Sturm- und Nachthyänen,
Leuchtschlangenblitze zucken, daß der Himmel zischt.

Der Gott des Wetters thront auf ries'ger Wolkenfeste,
Aufstachelnd seine Brut zu wildem Wahnsinnstanz —
Mit einer ungeschlachten Riesenkönigsgeste
Zerschmettert er der Erde Lebensfirlefanz.

Dort unten duckt sich schlotterbleich der Menschenwurm
Und glaubet endlich Ihn, den immer frech verlachten;
Der aber hüllt sich ein in Wetternacht und Sturm
Nichtachtend ihres Flehns im Zornwutrausch der Schlachten.

Der Böse.

Novelle von Jakob Boßhart.

6

Es war ein schöner Heumonat dies Jahr. Er wird hier auch nicht anders gewesen sein. Drei Wochen Oberwind und kein Tropfen Regen. Aber in der Nacht, als drüben in der Schmiede der Rote sein Bündel schnürte und das Dorf schon aufatmete, brach ein Wetter los, wie das Tal seit Menschengedenken noch keines erlebt hatte. Was sagt Ihr dazu? Grad in jener Nacht! Dreimal schlug es im Dorf ein, zuerst in den Kirchturm, dann in die mittlere Pappel beim „Ochsen" und zuletzt in Förster Rudolfens Scheune, das ist unser Altbursch, der in der Samstagnacht das Zeichen pfiff. Ich glaube fest und heilig, daß der Blitz Befehl hatte. Er brachte das Haus nicht zu Flammen, oder sollte es nicht, wer weiß warum, aber er erschlug die schönste Kuh im Stall, mitten aus acht Stück heraus. Da hast du's! Geht so etwas mit rechten Dingen zu? Der Pfiff kam dem Rudolf teuer zu stehen!

Nach dem ersten Wetter stieg ein zweites auf, und am Morgen ein drittes. Das war das grausigste. Zum zweitenmal im Jahr fing der Fluß zu tosen an und wieder mußten die Sturmglocken gerissen werden. Ich lief nicht ins Gemeinwerk, ich sah den Roten unter dem Vordach der Schmiede sitzen und wollte sehen, was mit ihm würde. Er hatte sein Felleisen umgehängt, vor ihm hockte der rote Hund, hielt ihm die Schnauze aufs Knie und ließ sich streicheln.

Im Garten stand Agathe und richtete die Bohnenstangen auf, die der Sturmwind umgestoßen hatte. Sie sah elend aus. Das Wasser floß ihr aus den Kleidern, denn es goß wie aus den Hydranten. Sie schien es nicht zu beachten. Die alte Gutmännin riß oben ein Fenster auf, warf grimmige Blicke zu Agathe hinüber und zu dem Roten hinab. „Treiben sich immer noch Hunde um's Haus?" schalt sie und schlug das Fenster so heftig zu, daß eine Scheibe in Scherben ging und hinunter klirrte. Der Rote rührte sich nicht. Er schien auf etwas zu warten, ganz geduldig, wie einer, der seiner Sache sicher ist. Er blinzelte nur dann und wann, bald nach dem Regenhimmel oder nach dem Straßengraben, der bis zum Rand voll lief, bald nach Agathe, die sich im Wasser aufzulösen schien.

Da fingen die Sturmglocken aufs neue zu heulen an, man hörte im Oberdorf laute Rufe, und dann kam es die

Dorfstraße herunter, ein paar Fuß hoch, gelb, zornig, ungeheuer, daß es einen den Rücken hinauf fror. Der Fluß war oben ins Dorf eingebrochen und rollte jetzt die Straße hinunter. Das teuflische Rauschen werde ich nie mehr vergessen. Es war, als wenn der Wasserlauf vorn Augen hätte wie Schlangen, die gierten, was sie verschlingen könnten.

Der alte Wagner ging in diesem Augenblick über die Straße und wurde gepackt. Er konnte sich mit Not am Stiegengeländer festhalten, sonst hätte es ihn umgerissen und fortgeschwemmt.

Bei der Wagnerei fängt die Straße etwas zu steigen an. Das Wasser stürzte links in einen Bungert und gegen Schmied Gutmanns Garten. Man hätte nicht auf hundert zählen können, und schon war der Grund bis zum Fluß hinunter tief ausgefressen. Gutmanns Gartenzaun wurde zerrissen und die Latten wie Zündhölzchen fortgespült. Drauf ging's über die Gartenbeete her, das Wasser strömte gelb in den Garten hinein und schwarz heraus. Immer weiter wühlte es sich ein, der Boden zerbröckelte oder löste sich auf und wurde verschluckt.

Dann geschah das Entsetzliche.

Agathe stand ratlos im Garten und wich Schritt für Schritt vor dem Wasser zurück. Aus dem Stubenfenster schrie die Schmiedin. Der Rote war aufgestanden und langsam zu Agathe hinübergegangen. Mitten im Garten standen zwei Oleanderbäumchen in Kübeln. Sie blühten wie Rosenbüsche. Um sie war Agathe besonders besorgt. Sie war eine Blumennärrin. Sie wollte einen der Stöcke gegen das Haus hinschleppen, aber die Kraft reichte nicht aus. Sie war so zart gebaut! Da faßte der Rote mit an, und sie trugen zusammen den ersten Stock unter das Vordach der Schmiede. Unterdessen hatte sich das Wasser bis hart an den zweiten herangewühlt. Der Rote bückte sich und streckte die Hand in den eisernen Griff, der am Kübel angebracht war. Dabei sah er zu Agathe auf. In dem Augenblick glitt der Stock ins Wasser. Mir schien, der Rote habe ihn hinabgestoßen, ja, ich glaube es gewiß! Er ließ sich vom Stock mitreißen, er stand bis zu den Hüften im Wasser und streckte die Hände nach Agathe aus, wie wenn er sie zur Reise einladen wollte. Und das Unglaubliche geschah. Agathe sprang ihm mit geöffneten Armen nach. Ich höre den Schrei noch. Es war kein Not- und Schmerzensschrei, ein Freudenschrei war's. Die zwei umfaßten sich und dann trug sie das Wasser fort, dem Fluß zu, erst langsam, dann schneller, erst waren sie noch aufrecht, dann fingen sie an zu schwanken. Ich sprang aus dem Fenster und über die Straße, ihnen nach, ans Ufer hinunter. Sie waren schon mitten im Fluß. Die Köpfe und Schultern schauten noch heraus, sie gingen mit den Wellen auf und ab, auf und ab. Wäre Rettung möglich gewesen, ich wäre Agathe nachgesprungen und hätte sie ihm entrissen. Aber was hätte ich vermocht gegen ihn und den Fluß? Jetzt tauchten sie unter, es war zum Umsinken, dann erschien noch einmal sein Arm, er streckte ihn hoch auf, und mit den Fingern drehte er mir eine Nase. So wahr ich hier am Tische sitze, hat er mir noch eine Nase gedreht. Wär's nicht so entsetzlich gewesen, ich hätte geflucht. Dann war nichts mehr zu sehen als gelbes Wasser und ein paar Tannen, die talab schossen, den beiden nach. Ich versuchte zu schreien, aber der Fluß überbrüllte mich. Ich wollte zur Schmiede hinlaufen, und stieß auf die Gutmännin. Sie hatte das Unglück auch gesehen und schrie: „Wo ist die Agathe? Wo ist die Agathe?" Auf einmal war der rote Hund bei uns, ich hatte ihn nicht kommen sehen, sie auch nicht. Er stand zwischen mir und der Alten, schaute hinaus ins Wasser und dann an mir hinauf und lachte dabei, wie auch schon, der verfluchte Hund! Ich wollte ihm mit dem Schuh heimzünden, aber er sah mich so teuflisch an, daß ich's unterließ. Er streckte den Schwanz weit von sich und rannte davon, an der Schmiede vorüber und durchs Unterdorf hinaus. Man hat ihn nie mehr gesehen, er wird seinen Meister schon wiedergefunden haben. Denn der Rote ist nicht ertrunken, das bindet mir niemand auf. So einer kommt nicht unters Wasser, wenn er nicht will.

Man hat auch von der Agathe keine Spur mehr gefunden. Ist das natürlich? Sonst werden die Leichen ans Land getrieben, und wär's auch erst unten bei Basel, es ist wie wenn das Wasser wüßte, daß die Toten in den Erdboden gehören, Staub zu Staub; heißt's nicht so? Aber das Wasser kann nur aussetzen, was es hat, die beiden hat es nicht. Ich habe den Beweis. Der Rote ist mir seither schon manchmal leibhaftig erschienen, bei Nacht und sogar bei Tag, die Agathe nie, nur er. Ueberall ist er, Ihr seht ihn nur nicht, aber ich sehe ihn, denn ich bin sehend geworden. Hinter allem lauert er und kann er hervortreten. Im heurigen Kalender steht: Jahresregent ist Jupiter. Nein, Jahresregent ist der Böse, immer er. Er weiß, daß ich ihm die Larve vom Gesicht gerissen habe, und dafür verfolgt er mich, aber ich wehre mich, er soll keine Gewalt über mich haben. Arme, gute Agathe, du warst ihm nicht gewachsen!"

Hannes schwieg. Er zog fast feierlich den Kochlöffel mit Agathes Bild aus der Tasche, streichelte es und schaute es mit glänzenden Augen an.

Vater Thomas fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirne. Man sah, wie schwer es ihm war. „Nun habt Ihr's gehört, gute Freunde! Ist es nicht traurig?" seufzte er. „Sagt ihm nun Eure Meinung. Meine Rede ist für ihn Wind."

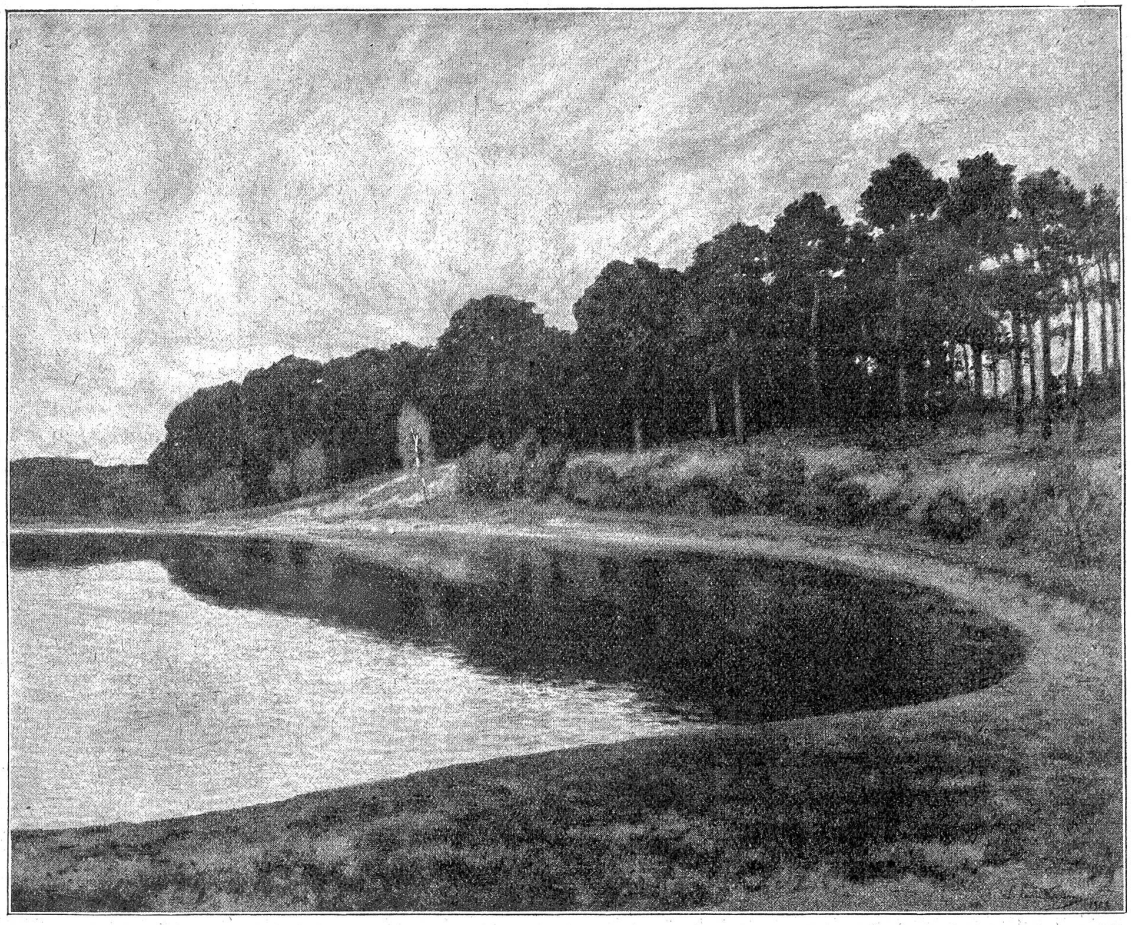
Der Trottenbauer und seine Frau fanden nicht gleich ein passendes Wort. So fuhr Vater Thomas wieder fort: „Ich sag dir's wieder, Hannes. Hinter allem, was man nicht begreift, sucht man das Böse oder den Bösen. Das ist Kinderei. Bin ich da anno 59 mit meinem Bataillon in den Tessin marschiert. Wir kamen über eine Brücke, die unglaublich hoch über den Fluß ging, unglaublich. Von der man sagt, der Teufel habe sie gebaut. Was ein Urner Maurer nicht zuweg bringt, stammt von einem Verworfenen. Hannes, ich wollt', ich wär' so ein Verworfener, der alles kann."

„Vater, versündige dich nicht!" rief Hannes erschrocken. Thomas fuhr unbeirrt, wie für sich sprechend, weiter: „Einenweg, 's war schad um den roten Schmied, 's gibt keine zwei Hände mehr so, weit und breit. Die Agathe hat ihn besser gekannt als du!"

Hannes richtete sein dunkles Auge auf seinen Vater und lächelte mitleidig, als wollte er sagen: „Was verstehst

du?" Laut sprach er: „Also das Gute kommt vom Bösen?"

„So mein' ich's nicht. Es kommt von denen, die in kein Klaftermaß passen", erwiderte der Vater ruhig. „Wer Gutes schafft, gehört nicht zu den Bösen. Auch sag' ich dir das: Von euch beiden war nicht er der Böse. Was hat er dir zuleid getan? Daß er der Agathe besser gefiel als du? Du, du hast ihn verfolgt, nicht er dich. Du hast bei der Gutmännin gegen ihn gegeifert in deiner Eifersucht und die Nachtbuben gegen ihn gehetzt. Er lief dir nach, weil er den Frieden wollte. Du aber verfolgst ihn immer noch, und doch ist er schon lange tot und vom Flußgetier gefressen. Laß von ihm, so wird er von dir lassen. Ich mußte dir das wieder einmal sagen, Hannes."



Seeufer. (Nach einem Gemälde von Walter Leistikow.)

Hannes erhob sich erregt und nahm das Lämpchen zur Hand, das die Trottenbäuerin bereitgestellt hatte. Unter der Türe drehte er sich noch einmal um und verkündete prophetisch: „Der Vater versteht nichts von diesen Dingen, er hat nicht das Gesicht dazu. Aber er nimmt mir die Kraft mit seinem Gerede, und wenn mir der Rote einmal Meister wird, so wißt Ihr, wer schuld daran ist. Doch ich wehr' mich, ich wehr' mich!"

Wie einer, der zum Kampf entschlossen ist, stieg er in die Schlafkammer hinauf. Sein Vater sah ihm bekümmert nach und richtete dann seine Augen fragend wieder auf seine Wirte. Der Trottenmarti fuhr sich bedächtig mit den Fingern durch den Bart und murmelte: „Er ist schwer bestraft."

Thomas glaubte ihn zu verstehen und klagte: „Ja, ja, warum wollte er so hoch hinaus! Mußte es denn gerade die Schönste sein? Die verfluchte Liebe!"

Nun fuhr die Trottenbäuerin drein: „'s war nicht die Liebe! Macht mir die nicht schlecht, Thomas! 's war der Haß, der Haß! Was mußte der Ausgestoßene gelitten haben, und wie hat ihm der Johannes geholfen? Ihr habt es ja selber gesagt!"

Unterdessen war auch der Trottenmarti mit seinem Gedanken fertig geworden: „Es ist, weil er fester an das Böse glaubte als an das Gute."

Thomas schüttelte den Kopf: „Was wissen wir?"

In sein klagendes Wort fiel nochmals die Stimme der Trottenbäuerin: „Wir armen Menschen."

Dabei blieb es an jenem Abend.

— Ende. —

Der Tee und seine Gewinnung.

Von Paul Lindenberg.

Wir saßen zur traulichen Nachmittagsstunde im Salon. Unter dem silbernen Teekessel glühte das bläulich-flackernde Spirituslämpchen, und die anmutige Hausfrau bereitete selbst den würzigen Trank, ihn in feinem Täßchen dem Gaste reichend. „Nun," meinte sie, auf das mit drolligen Figürchen bemalte porzellanene Schälchen weisend, „das muß Sie doch ganz nach China versetzen; übrigens ein wertvolles Erbstück noch von Urväterzeiten her, aus Holland stammend, wohin es Kauffahrer brachten. Und sehen Sie, diese Püppchen hier auf Goldgrund, die Szenen stellen eine Tee-Ernte dar; heute mag's anders ausschauen, auch in China wird wohl gegen früher ein gehöriger Wandel eingetreten sein. Der Tee, den ich Ihnen vorsetze, stammt freilich gar nicht aus dem Reiche der Mitte."

„Er wird aus Ceylon sein oder Japan, obwohl letzteres kaum anzunehmen ist."

„Falsch, ganz falsch, Sie Siebenmalweiser, er kommt aus Afrika!"

„Aus Afrika... Da wär' ich gespannt! Woher denn da?"

„Nun, vom Kongo, es ist doch Kongotee!"